

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 27

Artikel: Gestern - Heute - Morgen
Autor: Schildknecht, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-711330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gestern — Heute — Morgen

Von Lt. E. Schildknecht.

1914—1918.

Wie war es damals um die zivilen Interessen des Wehrmannes bestellt? Man wird sich kaum einem Zweifel darüber hingeben können, daß jede umgekehrte Proportionalität zwischen Rechten und Pflichten einen Zustand herbeiführt, der entweder, falls unbeschränkte Rechte bestehen, zu Frivolität, Leichtsinn und Vergessenheit, falls die Pflichten ungesund dominieren, zu Verbitterung, Haß oder gar exzessartiger Opposition treibt. Das Verhältnis von Rechten und Pflichten in den Jahren des ersten Weltkrieges zeichnete sich auf dem Gebiete der Soldatenfürsorge im weitesten Sinne des Wortes durch ein Uebermaß an Pflichten aus, dem ein immer wieder fühlbarer Mangel an Rechten gegenüberstand. Denken wir namentlich an jene Auslandschweizer, die, dem Rufe ihres Landes folgend, Familie, Wohnstätten und teils gute Stellen einem unbekannten Schicksal überließen. In treuer Pflichterfüllung standen sie mit uns während langer Monate an der Grenze, um am Ende des Krieges aller Mittel bar, vielfach arbeitslos geworden, dem wirtschaftlichen Ruin gegenüberzustehen. Das nämliche Los war aber auch vielen unserer Soldaten beschieden, deren Arbeitgeber infolge der Verhältnisse gezwungen waren, Entlassungen vorzunehmen, die Lohnauszahlungen während des Dienstes zu sistieren oder auf ein Minimum herabzusetzen. Ausgleichskassen, Mietzinsentschädigungen, Militärnotunterstützung, überhaupt alle heute bestehenden sozialen Einrichtungen existierten damals lediglich als ideelle Wunschträume in den Köpfen einiger fortschrittlich gesinnter Männer! Schwer lasteten die Pflichten auf der Armee, doch des Wehrmanns Rechte suchte man vergeblich, und wo solche vorhanden zu sein schienen, erwiesen sie sich bei genauerem Zusehen als **Barmherzigkeit** und **Gnade**. Gewiß gab es schon damals einsichtige Behörden und Arbeitgeber, denen das Wohl der Soldaten am Herzen lag und die sich redlich Mühe gaben, Härten zu vermeiden oder, wo diese nicht zu umgehen waren, das Los der Betroffenen zu verbessern. Im großen und ganzen aber konnte man sich seinerzeit des Eindrucks nicht erwehren, daß Aufgabe und Bedeutung des Heeres zwar erkannt, vielenorts sogar **anerkannt**, in ihrem letzten Sinne jedoch nur von wenigen erfaßt wurden.

Es wäre unrecht, die Verantwortung für die geschilderten Zustände einzelnen Personen oder Behörden zuschie-

ben zu wollen. Sie waren eben Kinder eines Zeitgeistes, der heute längst der Vergangenheit angehört! Reichlich ungenügend vorbereitet, wurden wir vom Ausbruch des letzten Weltkrieges überrascht, völlig ahnungslos über dessen Dauer, lebten wir von einem Tag auf den andern, und hilflos standen wir den unerwartet auftauchenden Problemen des Nachkrieges gegenüber. Daß unter diesen Verhältnissen die Sozialfürsorge für den Wehrmann weitgehend versagte, versteht sich ganz von selbst. So darf es uns denn auch nicht verwundern, wenn die Zeit unmittelbar nach Kriegsende aus diesen und andern Gründen zu einem der trübsten Kapitel unserer neueren Geschichte werden mußte!

1939—Gegenwart.

Andere Zeiten, andere Menschen! Die moderne soziale Denkweise unterscheidet sich von der damaligen Mentalität dadurch, daß sie dem einzelnen zwar eine Menge von Pflichten auferlegt, umgekehrt aber entsprechende Rechte zugesteht. Wahre demokratische Volksgemeinschaft fordert nicht nur, sondern sie gibt in dem Maße, wie es der einzelne durch seine Pflichterfüllung dem Staate gegenüber verdient. Abgesehen von diesen grundsätzlichen weltanschaulichen Veränderungen, hat auch der nüchterne Menschenverstand seine Lehren aus den begangenen Fehlern gezogen. Vergewärtigen wir uns nur einmal die bis aufs letzte durchgedachte und mit Kriegsausbruch in Kraft gesetzte vorzügliche kriegswirtschaftliche Organisation, den relativ hohen Bereitschaftsgrad unserer Armee bei der ersten Generalmobilmachung und vor allem die sofort spielenden **sozialen Institutionen** zugunsten des Wehrmannes. Die Hoffnungen, welche dieser 1939 in die Maßnahmen zur Sicherstellung seiner und seiner Familie wirtschaftlichen Existenz setzte, wurden während mehr als 4 Jahren nicht nur nicht enttäuscht, sondern vielfach übertroffen. Wesentlich gesteigerte Anforderungen und damit vermehrte Belastung des Soldaten, zogen proportionale Erleichterungen, wo nötig sogar rasch funktionierende Hilfe nach sich. Denken wir nur an die Lohnausgleichskassen, an die Militärnotunterstützung, an die vorteilhafte Rechtsstellung des im Dienste befindlichen Wehrmannes und eine Reihe ähnlicher Einrichtungen.

Viele nehmen heute alles als selbstverständlich hin, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, daß manches anders, weniger gut sein könnte! Abgesehen von einzelnen wenigen Fällen,

wo der Stellenvermittlung für unverschuldet arbeitslos gewordene Soldaten noch zu wenig Beachtung geschenkt wird, können wir heute mit Genugtuung feststellen, daß die Erfordernisse unserer Zeit weitgehend verstanden worden sind. Gewisse, noch bestehende Mängel und Unzulänglichkeiten hinsichtlich der staatlichen Fürsorge für den Dienstpflichtigen liegen in der Relativität allen menschlichen Tuns begründet, fallen aber neben den gewaltigen sozialen Leistungen gar nicht ernsthaft ins Gewicht. **Dafür schulden wir den Behörden Dank und Anerkennung!**

So wie der Staat dem einzelnen gegenüber verhältnismäßige Gegenleistungen erbringt, zeichnet sich der weitaus größte Teil der einzelnen, namentlich der Arbeitgeber, durch gewissenhafte Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinschaft aus. Diese Pflichterfüllung am Ganzen findet ihren Ausdruck in der Gleichstellung des Wehrmannes mit Bezug auf Nichtdienstpflichtige im Geschäftsleben, in der Erhaltung seiner Arbeitsstätte und in der Wahrung seiner berechtigten wirtschaftlichen Interessen während der Ablösungsdienste. Auch hier wäre noch allerlei zu verbessern, und die Probleme der Lohn- und Ferienabzüge wegen geleisteten Militärdienstes harren nach wie vor einer gerechteren Lösung. Immerhin zeigt die Arbeitgeberschaft, von wenigen trüben Ausnahmen abgesehen, großes Verständnis, so daß wir Soldaten mit Recht hoffen können, es werde unseren Wünschen und Bedürfnissen auch in dieser Beziehung recht bald Rechnung getragen. Unter diesen Umständen erfüllen wir unsere oft harte Pflicht doppelt so gerne und sind fest entschlossen, die Waffe nicht eher aus der Hand zu geben, bis die letzte Gefahr, woher sie auch immer kommen möge, für unser Vaterland endgültig beseitigt ist.

Was aber dann?

Eines Tages werden die Glocken läuten und über Berg und Tal den Frieden künden. Dann wird unser General einen letzten Tagesbefehl erlassen und der Soldat den Waffenrock mit dem Bürgerkleid vertauschen.

Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die Zukunft völlig ungewiß vor uns liege. Eines steht aber jetzt schon fest: der **Arbeitsbeschaffung** für unsere heimkehrenden Soldaten muß die **allergrößte Beachtung** geschenkt werden. Wohl stehen Bund und Kantone im Begriffe, für die Nachkriegszeit großzügige Arbeitsbeschaffungsprogramme aufzustellen. Allein,

es wird hier nie zu viel getan, und selbst eine sich später als überflüssig herausstellende Maßnahme auf irgendeinem Gebiete der Arbeitsbeschaffung wäre einer ungenügenden Vorbereitung und deren Folgen entschieden vorzuziehen!

So möge für alle, die da ihre Pflicht

still und getreulich erfüllt, die unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit und unter vielen Opfern während Jahren zum Schutze des Landes Wache gehalten haben, in jeder Beziehung vorgesorgt werden. Wir wollen ihnen dadurch einen bescheidenen Dank abstatten, daß wir ihre wohlbegründeten

Wünsche und Hoffnungen nicht enttäuschen. Des heimkehrenden Soldaten Existenz muß um jeden Preis gesichert werden! Das ist bestimmt nicht zu viel verlangt, und darum rufen wir der Obrigkeit und all denen, die dazu beitragen können, mit Ulrich Zwingli zu: **Tut um Gottes willen etwas Tapferes!**

Défilé

Auf, Tagwache!

Fort, der Traum, Augen auf. Blendendes Licht. Der Raum ist fremd, das Stroh frisch. Und warm. Schade, daß es verlassen werden muß. Erinnerung stellt sich ein, der Körper schnellt hoch. Letzter Tag — Défilé — Entlassung.

Im Gange draußen Gekirre von Kesseln. Dampfender Kakao erscheint. Morgenverpflegung. Noch einmal Gabelle herunter, noch einmal Sackmesser heraus, noch einmal Eisenlöffel.

Leben kommt in die Gesellschaft, Befehle schwirren durch die Luft. Devise: Tempo, Tempo! Bereitstellung. Letzte Inspektion, Augenmerk auf saubere Schuhe, eng geknöpfte Hosenbeine, verschlaufte Tornisterriemen, dann hinaus.

Es schneit. Riesige Flocken wehen, Nastüchern gleich, um die Lampe vor dem Haus. Weißes Märchenland. Endlos lange Kolonne steht bereit, reicht über zwei Dörfer hinaus. Reitpferde trippeln aufgeregt im Schnee. Weißer

Schmuck auf der Mütze des Reiters. Schneemänner sind wir alle. Spuk aus Tausendundeiner Nacht.

Kolonne zieht an. Laufschrift — Stillstand — Laufschrift. Dann wieder warten, endlos lange warten. Langsam graut der Tag herein, dichter wird das Schneefreiben. Bedenklich nasse Füße, tropfnasse Handschuhe, in erfrorenen Fingern der Karabiner.

Letzte Verhaltensmaßregeln: Erste Fahne Taktschritt, zweite Fahne Achtung rechts, dritte Fahne geradeaus marsch, vierte Fahne Feldschritt. Obwohl längst eingedrillt, wird der Befehl stetig wiederholt.

Stadteingang. Menschen stehen an den Straßen, bestaunen die Menge der Soldaten. Das Schneefreiben wird dichter. Wieder. Halt. Lange Wartezeit. Oberst und Major besichtigen die Einheit, bemerken vom Pferd herunter jeden Riemen am Zeug, der nicht sitzt.

Vorwärts! Verschwunden die Nacht, hell und weiß der Tag, kalt die Luft, feucht die Kleider, glitschig ist der

Asphalt. Es gilt. Von irgendwoher, weiter vorn, Musik. Stark betonter Taktschlag, der Schritt gleicht sich an.

Handschuhe weg! Steifgefrorene Finger klammern sich um den Kolben, der linke Arm verkrampft sich. Am Straßenrand Regenschirm an Regenschirm. Dichte, schweigende Menge, will sich das Schauspiel nicht entgehen lassen, ungeachtet des kalten, klatschnassen Wetters.

Kolonne zieht plötzlich ausgiebig an. Rechter Arm schwingt bis zur Patronentasche. Achtung, erste Fahne. Helmband liegt straff angezogen am Kinn. Hoch fliegen die Beine, reißen an den Gelenken, Füße knallen auf den Boden zurück. Kein Gedanke hat Raum. Köpfe fliegen rechts, Augen erspähen für kurzen Moment nur einen Ledermantel, eine Mütze mit viel Gold. Vorbei.

Jetzt erst spürt man den Arm wieder, die starren, schmerzenden Finger.

Steckt Rasse in den Kerlen, behauptet die Presse. wy.

Traum im Stroh

Vielleicht rührt er daher, der Traum, daß sich auch ein Schweizer Soldat, obwohl er nicht im Kriege drin steht, von ganzem Herzen nach Frieden sehnt und versucht, sich mit den unendlich verzwickten Kriegs- und Friedensproblemen auseinanderzusetzen. Vielleicht aber auch daher, daß ich konstatieren konnte, daß sich einige frisch aus der Rekrutenschule entlassene junge Burschen in unserer Einheit in beglückender Kameradschaft auszeichneten.

Einerlei, woher er rührt, der Traum war blendend und verleiht, selbst nachdem er ausgeträumt, den Mut, hoffnungsvoll der Zukunft entgegen zu sehen. —

In der vordersten Bankreihe saß ich, umgeben von meinen Freunden. Weiße, wallende Bärte reichten uns bis auf den Schoß, denn wir hatten ein unendlich langes, bewegtes Leben hinter uns, sahen jedoch aufrecht in unsern Bänken, und ich wußte, daß meine Augen ebenso jugendlich und freudig erregt leuchten mußten, wie die meiner Freunde, denn heute erlebten wir ja die Erfüllung unseres Traumes, Ernte der Arbeit eines ganzen Lebens.

Der Vorsitzende eröffnete die Tagung, wir erhoben uns von den Sitzen. Leider bereitete es uns Greisen einige Mühe, die Worte des Referenten zu verstehen, denn, so jugendlich wir uns auch noch fühlen mochten, eine neue Sprache zu

lernen bereitete uns betagten Herren Schwierigkeiten. So spielend leicht, wie in jungen Jahren französisch, italienisch und englisch, erfaßten wir das neue Esperanto, die Sprache, mit der sich die ganze Welt verständigte, nicht mehr. Immerhin deutlich genug, um dem Verlauf der Tagung des Jugend-Weltverbandes folgen zu können.

Der Vorsitzende, kräftiger, netter Schweizerjunge in Pfadfinderuniform, auf dem rechten Ärmel das weiße Kreuz im roten Feld, sprach sehr fließend, begrüßte im Auftrage des Bundesrates sämtliche Tagungsteilnehmer aufs herzlichste und würdigte in wenigen Worten die Anwesenheit von uns Veteranen.

«Schau dir diese alten Herren an, Jugend der Welt», rief er in den Saal, «sie haben einen guten Kampf gekämpft. Ihr Werk, begonnen nach dem großen zweiten Weltkrieg, zeitigt heute seine hoffnungsvollsten Blüten. Sie standen als Soldaten da, diese Alten, wie unsere Väter und Großväter alle. Nicht im Krieg draußen, aber bewahrte sie ein gnädiges Schicksal, gleichwohl aber lernten sie die Nöte des Soldaten kennen, und dieser furchtbare Krieg zwang ihnen die Ueberzeugung auf, daß das gesamte Weltsystem auf neuer Grundlage aufgebaut werden mußte. Sie standen in einer Welt voll Haß und Unverständnis,

aber sie trugen die Ueberzeugung in sich, daß in der Jugend Kraft und edler Kern wohnen mußte, sie appellierten an die Kameradschaft, das Ideal jeder Jugend, und sie trugen ihre Idee, leuchtenden Fackeln gleich, in die Welt hinaus.

Jeder von Euch, Freunde, kennt in seiner eigenen Heimat den Kreis derjenigen, die den Kampf gegen den Egoismus und die Intoleranz ihrer eigenen Väter aufgenommen, mit diesen anwesenden Männern hier zusammen den ersten Welt-Jugendkongreß durchgeführt, und wir Jungen, die wir heute zusammenhalten, wissen ihnen Dank.»

Die Menge klatschte begeistert Beifall, und über die Wangen uns alter Kerle rollten Freudentränen — wir durften uns das leisten.

Man bat mich um einige Worte. Ich stützte mich auf meinen Stock und heftete meine Augen auf die Versammlung.

«Jungens», sagte ich, «ich hoffe, daß ihr mich verstehen könnt, wenn ich eure Sprache auch nicht vollkommen beherrsche. Seht, es braucht der großen Worte um unsere Arbeit nicht. Wir wußten doch einfach, daß wir auf die Jugend der ganzen Welt zählen durften, denn, im Geist der Kameradschaft geschult, mußten wir Jungen uns einfach verstehen, wir waren überzeugt, daß Jugend überall Rasse hat und Ideale kennt. Nicht wir, sondern die Ka-